

BIOGRAPHIEN

MARX-TOCHTER ELEANOR

Vier Gramm Zyankali

Am Morgen des 31. März 1898 schrieb Eleanor („Tussy“) Marx, die jüngste Tochter von Karl Marx — damals 43 Jahre alt —, an ihren langjährigen Lebensgefährten Dr. Edward Aveling: „Lieber, es wird bald vorüber sein.“

Dann badete sie, zog sich ein weißes Nachthemd an und nahm Gift. Als der vom Dienstmädchen alarmierte Arzt eintraf, war Eleanor Marx tot.

Damit endete eine Tragödie, die der japanische Geschichtswissenschaftler Chushichi Tsuzuki, 41, jetzt als erster beschrieben hat**.

Mit nahezu vier Gramm Zyankali beendete Eleanor ihr Leben, das, so

burt im Januar 1855. Sein Lebensentwurf für den Säugling war fertig, kaum daß er geboren war: Eleanor sollte ein Muster der vom Vater erträumten freien Menschheit werden — und eine Kopie seiner selbst. Marx: „Jenny (die älteste Tochter) ist mir am ähnlichsten, aber Tussy ist wie ich.“

Voller Stolz verwahrte er ein „Bekenntnis“, das sie — zehn Jahre alt — verfaßt hatte und das in Wirklichkeit nichts anderes als ein Spiegelbild des Vaters war. Obgleich die Zehnjährige noch niemals Champagner getrunken hatte, verband sie damit die Vorstellung von höchster Glückseligkeit, und ganz im Geiste des Vaters war auch ihr liebstes Schlagwort: „Vorwärts.“

Er traktierte sie derart intensiv mit seinen Ideen, daß sie nach dem Urteil ihres Biographen Tsuzuki „eine der besten Kennerinnen der sozialen Bewegung in aller Welt“ war. Und immer

schen Luxusauto-Produzenten mußten in diesem Jahr die Fertigung auf rund 1500 (gegenüber 1800 Wagen im vergangenen Jahr) senken.

Die meisten MB 600 gingen zudem an ausländische Käufer, vor allem nach England und in die USA, wo die US-Motorzeitschrift „Car and Driver“ das Auto bei einem Vergleichstest zum „besten Automobil der Welt“ erkör. Fremdländische Nobilitäten jeglicher Couleur erwarben es: Marschall Tito ebenso wie König Hussein von Jordanien, Rotchinas Parteiboss Mao wie auch Erzbischof Makarios.

In Deutschland hingegen, wo die Regierung sich nur leihweise eines Mercedes-Flaggschiffs bedient (Kilometerpreis: 40 Pfennig), fand der schwäbische Riese ein so schwaches Käufer-Echo, daß Daimler-Benz die Verkaufszahlen ängstlich geheimhält.

Zwar stiegen potentielle westdeutsche Rolls-Royce-Käufer auf den MB 600 um (1967 wurden in der Bundesrepublik 20 Rolls-Royce verkauft). Rolls-Royce-Fahrer Axel Springer etwa erwarb zusätzlich einen Luxuswagen aus Stuttgart. Besitzer eines MB 600 wurden auch Handelsflottenchef Rudolf-August Oetiker, Quelle-Boß Schickedanz, Versandhändler Otto, der Lübecker Verleger Leonhard Ehrlich. Der Chef der Fertighaus-Firma „Nordmarkhaus KG“ in Albersdorf (Holstein), Günter Borchardt, kaufte sich sogar zwei MB 600, einen Pullman-Typ und ein (70 Zentimeter kürzeres) Normal-Modell.

Aber viele Kauf-Interessenten entschlossen sich nach den Erfahrungen der Stuttgarter Verkäufer schweren Herzens zum Maßhalten und verzichteten, obwohl sie den Kaufpreis — 56 500 Mark für den Normaltyp, 63 500 Mark für das Pullman-Modell — nicht zu scheuen brauchten. Der Wagen war ihnen „zu auffallend“. Der Kauf eines MB 300 SEL wiederum schien ihnen keine hinreichende Alternative — offenbar, weil sich die Leistung dieses Wagens zu wenig abhebt von den Mercedes-Haupttypen der 250-Serien.

Lange experimentierten die Mercedes-Techniker, um das eigenartige Dilemma zu überwinden. Konstruktionsziel war, eine kleinere Limousine mit dem Achtzylinder-Motor des Typs 600 oder einer von ihm abgeleiteten verkleinerten Version zu bestücken. Ein Versuch mit dem Typ 250 mißlang — der Wagen wurde durch den schweren 600er-Motor kopflastig, und sein Fahrverhalten litt.

Schließlich fanden die Mercedes-Leute die richtige Mischung. Sie verpflanzten Motor und Getriebeautomatik vom 600er in den Typ 300 SEL, dessen Fahrwerk sie verstärkten. So entstand, mit geringerem Gewicht und geringeren Abmessungen, eine vergleichsweise wenig auffallende Renn-Limousine. Ihr eigentlicher Luxus liegt unter der Motorhaube verborgen.

Deutlich wird der Luxus des Understatement-Autos aus Stuttgart allenfalls im Preis: Es soll nicht unter 39 000 Mark angeboten werden.



Marx, Engels, Marx-Töchter*, Eleanor: „Tussy ist wie ich“

Tsuzuki, von einem übermächtigen „Konflikt zwischen Liebe und Politik“ geprägt war.

Zeit ihres Lebens hatte die intelligenteste der drei Marx-Töchter unter der Politik in Gestalt ihres gewaltigen Vaters gelitten. Nichts anderes als er und seine Ideen sollten ihr Leben bestimmen. Eifersüchtig vergraulte er ihre Freunde und verdarb ihr die Freude an eigenen Neigungen.

Mit Hohn und Spott bedachte er ihre Absicht, Schauspielerin zu werden — fürchtend, die Kunst könnte sie ihm entfremden. Und schließlich belastete er sie mit einem Erbe, dem sie nicht gewachsen war.

„Unglücklicherweise“, schrieb sie nach dem Tode ihres Vaters einem Freund, „habe ich von meinem Vater nur die Nase und nicht auch sein Genie geerbt.“

Eine „Weltbürgerin“ sei geboren worden, schrieb Marx an Ferdinand Lassalle, einen Tag nach Eleanors Ge-

* Von links: Jenny, Eleanor, Laura.

** Chushichi Tsuzuki: „The Life of Eleanor Marx 1855—1898“, Clarendon Press, Oxford; 356 Seiten; 45 Shilling.

wieder habe er sie auf ihre Pflicht verwiesen, gemeinsam mit Friedrich Engels nach seinem Tode den gewaltigen geistigen Nachlaß zu bewahren, wie Engels später Marxens zweitälteste Tochter Laura schrieb.

Nicht einmal in der Konfliktsituation der Pubertät vermochte Tussy sich vom Vater zu befreien. Als sie sich mit 17 Jahren in den französischen Journalisten Olivier Lissagaray verliebte, verlangte Marx „Beweise“, daß der Geliebte es ernst meine und daß „man sich auf ihn verlassen könne“. Er disqualifizierte Lissagaray als anarchistischen Wirtkopf und Phrasendrescher und erreichte schließlich auch, daß Tussy den Verlobten aufgab.

Tussy, zwischen ihren Gefühlen und dem vom Vater geprägten Verstand hin- und hergerissen, floh schließlich in eine hysterische Krankheit. Der Vater verordnete ihr „zusagende und sie absorbierende Tätigkeit“ — obwohl er wußte, daß er damit nichts änderte.

An Freund Engels schrieb er über den leidenden Liebling: „Ich habe einige Konjekturen über ihre ‚Gemüts-‘ Angelegenheiten; doch ist der Gegen-



Gangster Bonnie und Clyde im Leben, im Film: „Wir rauben Banken aus“

stand zu delikant, um schwarz auf weiß verhandelt zu werden.“

Der Tod des Vaters — 1883 — war für Tussy die Befreiung aus einer Situation, die ebensoviel Liebe wie Gewalt enthalten hatte. Endlich, so hoffte sie, würde sie ihr eigenes Leben führen können. In dem Naturwissenschaftler, Amateur-Dramatiker und Sozialisten Dr. Edward Aveling glaubte sie den Antipoden zum Vater gefunden zu haben.

Es störte sie nicht, daß er verheiratet war, denn wie für den Vater war auch für sie die Ehe von der Bourgeoisie zu einem „reinen Geldverhältnis“ degradiert worden. Dagegen sollte ihr Verhältnis mit Aveling eine „richtige Ehe“ sein, „genauso, wie wenn sie durch ein Dutzend amtlicher Register bestätigt worden wäre“ (Eleanor).

Auch der „gute alte General“, wie Engels in der Marx-Familie genannt wurde, lebte in wilder Ehe.

Tatsächlich fühlte sie sich als verheiratete Frau, sie führte den Namen Marx-Aveling, und als Ehefrau wurde sie auch von der Partei registriert. Noch 1950 verzeichnete die in Ost-Berlin erschienene Ausgabe des Marx-Engels-Briefwechsels Eleanor als „verheiratet mit Dr. Edward Aveling“.

Doch die „Tochter der Revolution“ (Tszuzuki) erkannte bald mit dem anerzogenen Scharfblick des Vaters, daß Aveling ein Wirkkopf und eher ein Bohemien als ein Sozialist war.

Eleanor lebte 15 Jahre mit Aveling in einem von Jahr zu Jahr getrüberten Verhältnis zusammen. Der letzte Akt der Tragödie begann am 31. März 1898, als sie einen anonymen Brief erhielt: Aveling, dessen Frau 1892 gestorben war, hatte ohne ihr Wissen ein Jahr zuvor unter seinem Pseudonym Alec Nelson auf einem Londoner Standesamt die Schauspielerin Eva Frye geheiratet.

Ein Jahr lang war es Aveling gelungen, Eleanor zu täuschen. Unter dem Vorwand, Vorträge außerhalb Londons zu halten, war er zwischen dem Wohnsitz seiner neuen Frau und dem Domizil mit Eleanor hin- und hergependelt.

Eleanor Marxens letzter Ausweg: Gift. Ihr letztes Wort in dem Abschiedsbrief an Aveling: „Liebe“.

FILM

BONNIE UND CLYDE

Ballade vom Ballern

Ein Kugelhagel aus Maschinenpistolen prasselt in die Blondine im weißen Ford de Luxe, schüttelt sie konvulsivisch, bis sie blutsprudelnd vom Sitz sinkt. Vor den Rädern des Automobils zuckt und schnellt derweil der Freund der Blondinen unter den ratenden Salven.

So starb am 23. Mai 1934, in einem Polizei-Hinterhalt, das Gangster-Pärchen Bonnie Parker und Clyde Barrow. So kraß und grausig endet auch das Farblichtspiel „Bonnie und Clyde“, das britische Kritiker für den „aufregendsten amerikanischen Film seit Monaten“ („The Observer“) und Amerikaner für den „besten Film des Jahres“ („Time“) halten.

Zur Weihnachtszeit wird das Wunderwerk aus Hollywood — Regie: Arthur Penn, 45; Titelrollen: Faye Dunaway, 26, und der Shirley-MacLaine-Bruder Warren Beatty, 30 — in deutschen Kinos zu betrachten sein.

Das attraktive Gangster-Stück hat Hollywoods Kino-Kodex gesprengt. Es ist Farce, Baller-Ballade und Killer-Tragödie in einem, es ist gewalttätig, schrullig und komisch, und es birzt vor Vitalität und cineastischer Schaulust.

Sex, Spaß, Zärtlichkeit und Horror-Brutalität folgen einander in schnellen Schnitten; fidele Auto-Jagden nach Art der Stummfilm-Grotesken münden in naturalistischen Schlächtereien; hysterische Schocks und krudes Sterben sind in Folklore-Schwänke eingelagert.

Die französische Nouvelle Vague hatte ihre Gangster-Filme einst nach US-Vorbildern gefertigt und das schablonierte Genre mit skurrilem Witz durchsetzt. „Bonnie und Clyde“ führt die französische Revolution im US-Kino weiter.

In den Sog der Nouvelle Vague waren die „Bonnie und Clyde“-Autoren Robert Benton und David Newman, Haus-Satiriker des Gentleman-Magazins „Esquire“, vor vier Jahren gera-

ten. Fasziniert von der Humor-Horror-Mischung in Truffauts „Schießen Sie auf den Pianisten“, schrieben sie für den Meister, den sie nicht kannten, nach Dokumentar-Material die Geschichte von Bonnie und Clyde.

Truffaut drehte aber lieber „Fahrenheit 451“, und die Autoren schickten ihr Skript an Jean-Luc Godard, der den Film „in zwei Wochen“ und mitten im Winter kurbeln wollte. Weil die Amerikaner auf einer Sommer-Geschichte bestanden, zog sich Godard zurück und maulte: „Die denken nur ans Wetter.“

Arthur Penn, ein Hollywood-Veteran („Ein Mann wird gejagt“), inszenierte den Film dann zur Sommerszeit bei Dallas in Texas — nicht ohne Widerspruch: Billie Jean Parker, die in Dallas lebende Schwester des Gangstermädchens Bonnie, fürchtete eine filmische „Beschmutzung“ der Toten; durch die Jack-Ruby-Anwälte Jim Martin und Clayton Fowler forderte sie über eine Million Dollar Reinigungsgeld.

Aus Texas waren Clyde Barrow, ein ambulanter Autodieb, und Bonnie Parker, ein Servierfräulein, Anfang der dreißiger Jahre ausgezogen, Bankbeamte das Fürchten zu lehren.

Sie waren Opfer der großen Wirtschaftsdpression, die zehn Millionen Amerikaner arbeitslos gemacht hatte, und sie hielten sich, wie der berühmteste Gangster jener Tage, John Dillinger, für Robin Hoods der Gerechtigkeit. Dillinger: „Ich beraube die Banken. Die Banken berauben das Volk.“

Bonnie und Clyde hatten Spaß an ihrem Gangster-Leben. Sie ließen sich gern im Waffenschmuck vor gestohlenen Autos photographieren, schickten selbstverfaßte Bonnie-und-Clyde-Balladen an Zeitungen, und Fremden stellten sie sich freundlich so vor: „Mein Name ist Clyde Barrow, und das ist Miss Bonnie Parker. Wir rauben Banken aus.“

Im Bankfach waren sie allerdings nicht übermäßig erfolgreich — einmal überfielen sie sogar ein Institut, das längst Bankrott gemacht hatte. Effektiv waren ihre Schießübungen — 18 Tote säumten ihre Spur.

Ihr heiteres Naturell machte sie im Mittleren Westen bald zu legendären Figuren; nach ihrem finsternen Ende im Polizei-Hinterhalt wurde der durchlöchernte Ford noch bis in die fünfziger Jahre auf Auto-Ausstellungen herumgezeigt.

Penns Film hält sich dicht an die Historie; eine Flottille blinkender Oldtimer strahlt Zeitkolorit, und vergnügte Ragtime- und Hillbilly-Musik leitet über zum jeweils nächsten blutigen Hold-up.

Das Gangster-Paar dagegen, der burschikose Beatty und die verwegenschöne Faye Dunaway, hat bei Penn die Smartheit und den Chic der modernen Jeunesse dorée; zeitlos ist allein das Übel, das sie quält.

Denn Clyde leidet im Lichtspiel an Impotenz, und der Defekt wird zu spät behoben — kurz vor dem Tode.